



Leseprobe

Hasnain Kazim

Plötzlich Pakistan

Mein Leben im
gefährlichsten Land der Welt
- Ein SPIEGEL-Buch

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 11. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Ein spannender Blick auf ein verzweifelt Land im Wandel« Die Tagespost

Als Korrespondent für den SPIEGEL zieht Hasnain Kazim nach Islamabad und erlebt ein mehr als widersprüchliches Land. Wie tickt diese Atommacht, in der es so viele religiöse Extremisten gibt? Was hält ein Land zusammen, in dem eine Hochglanzsociety für viele Tausend Dollar Feste feiert, während Arbeiterfamilien unter sklavenähnlichen Bedingungen leben? Kazim trifft Geistliche, Politiker, Waffenhändler, Prostituierte und den Henker von Pakistan. Die Probleme sind gewaltig, immer mehr Menschen hungern. Zwei Drittel der über zwei Millionen Einwohner sind jünger als dreißig und haben keine Perspektive. »Die Begegnung mit Militärs [...], der Umgang mit Frauen, mit Alkohol, mit Prostitution, nichts wird ausgeklammert. Trotzdem ist das Buch eine faszinierende, fast liebevolle Ode an ein facettenreiches Land.«
Heilbronner Stimme



Autor

Hasnain Kazim

Hasnain Kazim ist gebürtiger Oldenburger und Sohn indisch-pakistanischer Einwanderer. Er wuchs im Alten Land, vor den Toren Hamburgs, und in Karatschi in Pakistan auf, studierte Politikwissenschaften und schlug eine Laufbahn als Marineoffizier ein. Er liebt Grünkohl und Curry, aber nicht zusammen. Das journalistische Handwerk lernte er im Schwäbischen, bei der »Heilbronner Stimme«, schrieb unter anderem für das dpa-

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2015 der Originalausgabe
by dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München,
in Kooperation mit SPIEGEL ONLINE GmbH, Hamburg

Copyright © 2023 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München und
SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG,

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Karte: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg,
nach einem Entwurf von Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Günter George

Satz: Uhl + Massopust GmbH,

nach einer Vorlage von Bernd Schumacher, Friedberg

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-328-10969-3

www.penguin-verlag.de

INHALTSVERZEICHNIS

PROLOG – WARUM PAKISTAN? 9

IN DER FESTUNG 23

Vom Suchen und Beziehen einer Wohnung 30

Der Anschlag 37

Das Personal 40

Leben mit dem Terror 47

DIE SCHWERE GEBURT EINES LANDES 51

Die politischen Anfänge 56

Das starke Militär 63

Besuch in Bangladesch 70

GOTTES WILLIGE SCHÜLER 75

Begegnungen im Überflutungsgebiet 79

Terror im Namen Allahs 86

Das Blasphemiegesetz 90

»Die Unschuld der Muslime« 98

Malala 105

Der Geheimdienst 112

DAS MONSTER, DAS WIR SCHUFEN 118

Mit einem Talib an die afghanische Grenze 125

Die Drohnen der Amerikaner und ein Überraschungsangriff 130

Bin Ladens letztes Versteck 134

Die Radikalisierung 152

VON LIEBE, SITTE UND MORAL	159
Die Transsexuellen	169
Über Prostitution	174
Die Rote Moschee und die Moralpolizei	183
Der Henker von Pakistan	193

FEINDESLAND	198
Atommacht Pakistan	219

DAS GUTE UND DAS SCHLECHTE LEBEN	230
In der Bierbrauerei	233
Eine elitäre Gesellschaft	238
Versklavt	258

EPILOG – DARUM PAKISTAN	267
--------------------------------	-----

EPILOG ZUR NEUAUSGABE	279
------------------------------	-----

DANKSAGUNG	287
-------------------	-----

Für Janna

PROLOG – WARUM PAKISTAN?

*Speak out today, speak out loud
I have no country
The whole world is my homeland
I have no name
My name is human
Break these fetters of bondage now
I have no country
The whole world is my homeland*

*Erhebe deine Stimme heute, erhebe sie laut
Ich habe kein Land
Die ganze Welt ist meine Heimat
Ich habe keinen Namen
Mein Name ist Mensch
Spreng die Fesseln der Unfreiheit
Ich habe kein Land
Die ganze Welt ist meine Heimat*

Shaikh Ayaz (1923 – 1997)

Menschen ertragen viel, solange sie Hoffnung haben. Solange Besserung nur eine Frage der Zeit ist. Was, wenn es diese Aussicht nicht gibt?

Pakistan hat gewaltige Probleme. Bald werden dort mehr als zweihundert Millionen Menschen leben. Vielleicht sind es jetzt

schon so viele, niemand zählt genau. In wenigen Jahren wird es hinter Indien, China und den USA das bevölkerungsreichste Land der Erde sein. Die Menschen werden sich vor allem in den Städten drängen, in Megametropolen wie Karatschi und Lahore, in Städten wie Rawalpindi und Peschawar, weil dort noch die Hoffnung besteht, halbwegs ein Auskommen zu haben, eine Stelle als Hausangestellter vielleicht, als Fahrer, Wachmann oder Verkäufer. Ein Drittel der pakistanischen Bevölkerung lebt bereits in Städten. Jeden Tag werden es mehr.

Sie alle werden Wasser benötigen und Strom und Gas. Sie werden Wohnraum beanspruchen, Bildung und Jobs. Schon jetzt ist Trinkwasser knapp, fällt der Strom bis zu zwanzig Stunden am Tag aus, ist Gas Mangelware. In einem Land, in dem es viele gasbetriebene Autos gibt, müssen die Tankstellen deshalb an drei, vier Tagen in der Woche schließen. Viele Menschen leben in winzigen Wohnungen, teilen sich ein Zimmer zu sechst, zu siebt, zu acht. Immer mehr hausen auf der Straße, in Lumpen gehüllt, unter Planen und Decken. Sie leben von dem, was sie auf den Müllbergen finden. Das staatliche Bildungssystem liegt am Boden, stattdessen bieten immer mehr Koranschulen Unterricht an, zum Teil mit halbwegs vernünftigen Lehrplänen, zum Teil mit radikalen religiösen Inhalten. Und Arbeit gibt es kaum, Millionen junger Menschen müssen zusehen, wie sie sich ohne Einkommen und ohne staatliche Unterstützung durchschlagen. Mit Gelegenheitsjobs, Betteleien und Hilfe von den Verwandten.

Pakistan ist Atommacht, und angeblich ist es das Land mit dem am schnellsten wachsenden Nukleararsenal in der Welt. Es gibt Terror und Regionen, in denen nicht der Staat, sondern Stammesälteste das Sagen haben, nicht wenige davon sind unberechenbare Extremisten. Verschiedene Terrororganisationen haben in Pakistan ihren Sitz, täglich explodiert irgendwo eine Bombe, sprengt sich ein Selbstmordattentäter in die Luft. Sun-

niten bekämpfen Schiiten, in Karatschi gehen Paschtunen und die Nachfahren indischer Einwanderer, Mohajirs, aufeinander los. Minderheiten wie Christen, Hindus oder Ahmadis leiden unter der islamischen Mehrheit, das Spektrum reicht von subtiler Unterdrückung bis hin zu blutiger Verfolgung. Armee und Geheimdienst machen Jagd auf Freiheitskämpfer in der Provinz Belutschistan, in der es Unabhängigkeitsbestrebungen gibt. Das Militär schießt auf Extremisten in den Stammesgebieten, unterstützt manche Gruppen aber auch, wenn es sich einen Nutzen von ihnen verspricht, zum Beispiel als Helfer im Kampf gegen Indien oder beim Aufbau einer neuen, pro-pakistanischen Machtordnung in Afghanistan. Afghanistan, das ist aus Sicht der übermächtigen, vom Erzfeind Indien besessenen Generäle vor allem Rückzugsraum im Westen im Falle eines indischen Angriffs im Osten. Nur langsam setzt sich bei ihnen die Erkenntnis durch, dass Terroristen innerhalb des eigenen Landes die größere Gefahr darstellen. Pakistan ist kein Staat mit einer Armee. Es ist eine Armee mit einem Staat.

Pakistan war 1947 nach der Unabhängigkeit Indiens von der britischen Kolonialherrschaft und der Teilung des Subkontinents entstanden, weil die Muslime dort glaubten, sie und ihre Religion seien sicherer vor Übergriffen der hinduistischen Mehrheit, wenn sie einen eigenen Staat hätten. Wie falsch sie lagen, zeigt jeder Terroranschlag: Jetzt töten Muslime Muslime.

Es ist ein verrücktes, chaotisches, ein gefährliches Land. Und wenn mir jemand vor ein paar Jahren gesagt hätte, ich würde mal dort leben, in dem Land, aus dem meine Familie stammt, hätte ich es nicht geglaubt. Wenn mir jemand gesagt hätte, ich würde sogar meine deutsche Frau dorthin mitnehmen, wir würden dort unser erstes Kind aufwachsen lassen, hätte ich diese Person für verrückt erklärt.

Mein Vater hatte Karatschi in den Sechzigerjahren verlassen,

meine Mutter in den Siebzigern, um Deutschland zu ihrer Heimat zu machen. Pakistan war damals noch ein Land ohne Terror, Religion spielte längst nicht eine so große Rolle wie heute. Die Wirtschaft florierte, die Wohlhabenden fuhren europäische und amerikanische Autos, in den Kinos, die es damals noch gab, liefen Hollywood-Filme. Man sah Männer in westlichen Anzügen und mit Schlaghosen und Frauen in kurzen Röcken. Aber es gab erste Anzeichen von Islamisierung. Alkohol wurde verboten. Und die Moralvorstellungen der Alten nervten schon lange. Meine Eltern wollten, wie so viele junge Pakistaner, lieber im Westen leben. Deutschland im Wirtschaftswunder bot sich an.

Ich wurde in Deutschland geboren, wuchs dort auf, im Dorf Hollern-Twielenfleth, an der Elbe, nahe Hamburg, wo man die Nordsee zwar noch nicht sehen, aber schon riechen kann, und wo die große weite Welt ganz in der Nähe vorbeifährt, während meiner Kindheit in Form von kleineren Frachtschiffen, die mit den Jahren immer größer wurden, bis hin zu den Containerriesen von heute.

Hollern-Twielenfleth und Karatschi, unterschiedlicher können zwei Orte kaum sein: hier das ruhige kleine Dorf im Alten Land, einem der größten Obstanbaugebiete Europas, mit wenigen Tausend Einwohnern, gepflegten Gärten, sauberen Straßen; dort das Stadt gewordene Chaos, laut, mit vielen Millionen Menschen (niemand weiß genau, wie viele), Müllbergen an den Straßenrändern und Kloake im Arabischen Meer, von dem aus sich ein übler Geruch über die Stadt legt, sobald es ein bisschen wärmer wird – und in Karatschi ist es die meiste Zeit warm.

Alle paar Jahre flogen wir in den Sommerferien dorthin. Es waren keine Urlaubsreisen, sondern Verwandtschaftsbesuche. Drei Wochen unerträgliche Hitze und unerträglicher Gestank. Onkel, die sagten: »Bist du aber groß geworden!« Tanten, die einem in die Wangen kniffen, seltsam aussehendes Essen auf den

Teller häuften und sagten: »Iss, Junge, damit du groß wirst!«, und die sich ständig bei meinen Eltern beschwerten, weil meine Schwester und ich uns weigerten, auch nur einen Bissen zu uns zu nehmen. Unsere Cousins und Cousinen, die uns neugierig beobachteten und sich über Dinge freuten, die wir ihnen mitbrachten und die es in Pakistan damals nicht gab: Gummibärchen, deutsche Schokolade, Kassettenrekorder und Videospiele. Wir nahmen viele Geschenke mit für die Verwandten, und auch sie überhäuften uns mit Dingen: Meine Mutter bekam bunte Stoffe, aus denen sie sich Kleider nähen konnte, mein Vater einen Taschenrechner, meine Schwester Kleider und Puppen. Für mich fielen exotische Hörspielkassetten ab, auf Urdu, schräge Geschichten von Ungeheuern und Räubern, die von heldenhaften, ihren Eltern immer gehorchenden Jungen besiegt wurden. Es war Bollywood zum Hören. Ich freute mich über diese Sachen nur bedingt, ich fand die Geschichten realitätsfern und übertrieben emotional gesprochen, außerdem wusste ich, dass ich damit bei meinen Freunden in Hollern-Twielenfleth nicht punkten konnte.

Es gab schöne Momente, die großen Familienfeiern, für die sich alle herausputzten, die Kissenschlachten mit Cousins und Cousinen und deren Freunden, die Spiele draußen, die gemeinsamen Abende, an denen die Alten Geschichten aus vergangenen Zeiten erzählten.

Überwiegend fand ich die Besuche in Karatschi aber bedrückend. Alles war fremd und gewöhnungsbedürftig. Die Menschen, meine Verwandten eingeschlossen, waren so anders, so emotional, so gottergeben, ständig redeten sie von Religion. Es gab blutige Schlachtfeste. Die Hitze und der Gestank machten mich fertig.

Es war ein Jugendtraum von mir gewesen, als Korrespondent im Ausland zu arbeiten. Südasien gefiel mir, und gerne wollte

ich auch aus Pakistan berichten und das Land besser kennenlernen. Mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 war Pakistan – wenn auch widerwillig – zum Anti-Terror-Partner des Westens geworden, mit der Folge, dass die Gewalt zunahm, weil Extremisten den pakistanischen Staat zum Feind erklärten. Es gab für Journalisten also viel zu schreiben. Aber auf keinen Fall wollte ich dort leben.

Durch Recherchereisen und Urlaubsaufenthalte hatte ich das Nachbarland Indien lieben gelernt. Meine Frau Janna und ich entschieden uns für Neu-Delhi als Wohnort. Man hatte mir eine Korrespondentenstelle dort angeboten. Ich sollte über den enormen gesellschaftlichen Wandel und den mal rasenden, dann wieder stockenden wirtschaftlichen Aufstieg Indiens schreiben. Ab und zu wollte ich nach Pakistan reisen, um von dort zu berichten. Alle deutschen Südasienkorrespondenten leben in Indien oder noch weiter weg, in Thailand, Singapur oder sogar Australien, kein einziger in Pakistan. Das ist zwar mit Blick auf die weltpolitische Bedeutung Pakistans nicht klug, aber nachvollziehbar.

Wir beschlossen, Ende April 2009 umzuziehen. Für Anfang Dezember 2008 planten wir einen Urlaub in Indien, um schon mal den Wohnungsmarkt in Neu-Delhi zu erkunden, Verwandte in der nordindischen Stadt Lucknow zu besuchen – ein Teil meiner Familie ist nach der Unabhängigkeit Indiens dort geblieben –, Bombay zu besichtigen und ein paar Tage am Strand von Goa zu verbringen.

Bombay, 26. November 2008, wenige Tage vor unserem Urlaubsbeginn. Zehn junge Männer in schwarzen T-Shirts und Cargohosen landen unbemerkt mit einem Boot in der Stadt an. Die Gruppe teilt sich auf, ein paar fahren per Taxi los, andere streifen zu Fuß durch die Stadt. Sie haben Kalaschnikows und andere Waffen in ihren Rucksäcken, außerdem Satellitentelefone, Stadtpläne, Mandeln, Schokolade, Wasser, Nahrung für

mehrere Tage Kampf. Zwei Männer, darunter Ajmal Kasab, gehen zum Hauptbahnhof Chhatrapati Shivaji Terminus und eröffnen dort das Feuer. Mehr als fünfzig Menschen sterben hier. Andere greifen das beliebte Café Leopold an, ein Krankenhaus, ein jüdisches Zentrum und die beiden Luxushotels Oberoi und Taj Mahal.

Am nächsten Tag saß ich im Flugzeug nach Bombay, um von den Terroranschlägen zu berichten. Zuvor hatte ich das indische Generalkonsulat in Hamburg angerufen, das mir das Touristenvisum für meinen Urlaub ausgestellt hatte. »Ich muss früher als geplant nach Indien. Außerdem reise ich nun doch aus beruflichen Gründen, Sie wissen ja ...«, erklärte ich dem indischen Beamten. »Geht das in Ordnung? Meine Frau kommt später nach, und dann machen wir wie geplant Urlaub.«

Der Mann überlegte, dann antwortete er: »Fliegen Sie! Und schreiben Sie darüber, was Indien angetan wird!«

Ich vertraute ihm. Eine schriftliche Bestätigung oder gar einen neuen Eintrag in meinen Pass bekam ich nicht. Ein folgenschwerer Fehler, wie sich herausstellen sollte.

Am Morgen des 28. November war ich in Bombay. Der Terror dauerte noch an, seit mehr als dreißig Stunden schon. Die Angreifer waren in der Stadt unterwegs und töteten an immer neuen Orten Menschen. Ich kam in einem unscheinbaren Gästehaus unter. Kaum hatte ich eing_checked, wurde die Straße davor abgesperrt – einer der Terroristen war in diesem Viertel unterwegs und lieferte sich ein Gefecht mit der Polizei. Endlich war ich vor Ort, doch nun saß ich fest und konnte nicht mit der Arbeit beginnen. Als nach drei Stunden die Straße wieder freigegeben wurde, organisierte ich ein Taxi und fuhr all die Orte ab, an denen bislang Schießereien stattgefunden hatten. Zwei Tage lang sprach ich mit Verletzten, Angehörigen von Getöteten, Polizisten, Passanten, Soldaten, Rettungssanitätern. Zwi-

schendurch setzte ich meine Texte nach Hamburg ab, über die Lage vor Ort, über Indiens hilflosen Umgang mit Terroristen.

Als ich am Hotel Taj Mahal ankam, begann plötzlich ein Schusswechsel zwischen Sicherheitskräften und Terroristen, die sich dort verbarrikadiert hatten. Wir Journalisten drückten uns an die Mauer des altehrwürdigen Hotels, manche warfen sich auf den Boden. Die Polizisten brüllten, in einigen Metern Entfernung trafen Schüsse den Pflasterstein. Wir wussten nicht, ob die Schüsse von den Sicherheitskräften oder von den Terroristen stammten. Irgendwann gab man uns das Signal, dass wir weglaufen und uns in Sicherheit bringen sollten.

Stunden später war der Terror von Bombay vorbei, mehr als einhundertsechzig Menschen waren tot. Die Regierung hatte von den einheimischen Medien Kritik einstecken müssen, weil sie kein Sondereinsatzkommando in Bombay zur Verfügung hatte, sondern es aus Neu-Delhi einfliegen und dazu erst umständlich ein Flugzeug organisieren musste. Der Kampf gegen die Terroristen hatte viel zu spät begonnen. Jetzt saßen die Elitesoldaten nach erledigter Arbeit in einem Bus, ein paar hundert Menschen jubelten ihnen zu. Die Soldaten lächelten und machten Victoryzeichen. Neun der zehn Angreifer waren erschossen worden, Ajmal Kasab in Polizeigewahrsam.

Kasab, ein Pakistaner, räumte gleich in der ersten Vernehmung ein, die Tat sei in Pakistan geplant worden. Alle seine Mitkämpfer stammten ebenfalls aus Pakistan. Schon bald war klar: Hinter dem Angriff stand die Terrororganisation Lashkar-i-Toiba, jene Gruppe, deren Chef Hafiz Saeed in Pakistan in Freiheit lebte und gelegentlich öffentlich Reden hielt und Journalisten empfing.

Der Terror von Bombay war der Beginn einer neuen Eiszeit zwischen den Erzfeinden Pakistan und Indien. Wie aus indischen Regierungskreisen zu hören war, gab es Überlegungen,

einen Vergeltungsschlag gegen Pakistan zu führen. Nur mit internationalen Bemühungen seien indische Regierungspolitiker davon abgehalten worden.

Pakistan und Indien sind seit der Teilung des Subkontinents verfeindet. Die beiden Staaten haben drei Kriege gegeneinander geführt, zwei um die von beiden Seiten beanspruchte Provinz Kaschmir, einen um Ostpakistan, das nach der Niederlage Pakistans 1971 der unabhängige Staat Bangladesch wurde. Außerdem gab es mehrere Scharmützel an der Grenze, auf militärische Provokation folgte Gegenprovokation.

Zwei Länder wie zwei dickköpfige Kinder.

Ich geriet mitten zwischen die Fronten.

Im Januar besuchte ich die indische Botschaft in Berlin, um mich vorzustellen, meinen Umzug nach Indien anzukündigen und die Formalitäten für die Akkreditierung als Korrespondent in die Wege zu leiten. Ein freundlicher Mann aus der Presseabteilung begrüßte mich. Er gab mir ein paar Formulare, schenkte mir einen Bildband über Indien und erklärte, dass ich das meiste dann in Neu-Delhi erledigen müsse. »Vier Wochen vor Ihrer Abreise müssen Sie erst mal nur ein reguläres Visum für sich und Ihre Frau beantragen«, sagte er.

Ich fragte ihn, wann ich den Container mit unserem gesamten Hab und Gut – Möbel, Bücher, Kleidung – auf den Weg bringen könne.

»Den können Sie losschicken, wenn Sie das Visum beantragen. Also einen Monat vor Ihrem Umzug«, sagte er. »Damit Sie vor Ort nicht so lange auf ihn warten müssen.«

Anfang April reichte ich den Antrag für das Visum ein.

Eine Woche später fragte ich beim indischen Konsulat in Hamburg nach, wann wir unsere Pässe zurückbekämen.

»Zu gegebener Zeit«, antwortete man mir. »Der Antrag ist

nach Neu-Delhi geschickt worden. Sobald er dort genehmigt ist, hören Sie von uns.«

Ich hörte nichts.

Der Tag unserer geplanten Ausreise rückte näher. Wir hatten unsere Flüge gebucht. Dann kam ein Reisepass: der meiner Frau. Mit einem Touristenvisum. Von meinem keine Spur.

Zehn Tage vorher fragte ich wieder nach.

»Es dauert noch, machen Sie sich keine Gedanken«, sagte man mir.

»Ich wollte aber am 29. April fliegen«, sagte ich.

»Tja, dann müssen Sie vielleicht Ihren Flug verschieben. Aber keine Sorge, es ist bald so weit.«

Dann kam das Umzugsunternehmen, räumte unsere Wohnung in Hamburg leer und brachte den Container auf den Weg nach Indien. Wir hatten noch einen Moment lang überlegt, die Verschiffung wegen des fehlenden Visums zu verschieben, aber dann redeten wir uns ein, es werde schon alles klappen. Der Inhalt unserer Wohnung verschwand Richtung Indien.

Auch am 29. April war mein Pass nicht da. Am Tag zuvor hatten wir unsere Flüge storniert. Jetzt zogen wir zu meinen Schwiegereltern.

In den Wochen darauf geschah nichts. Wieder und wieder wurde ich von der Botschaft und dem Konsulat getröstet. Man habe noch keine Antwort aus Neu-Delhi, das dauere seine Zeit, schließlich müssten »mehrere Stellen ihre Zustimmung geben«, das Außenministerium, das Innenministerium und andere Behörden.

Mai, Juni, nichts passierte.

Mathias Müller von Blumencron, damals Chefredakteur des SPIEGEL, traf den neuen indischen Botschafter in Berlin und bat um Unterstützung. Der versprach, sich um die Sache zu kümmern. Von ihm hörten wir nie wieder etwas.

Wir bewegten Leute im Außenministerium, die wiederum Leute in der deutschen Botschaft in Neu-Delhi beauftragten, beim indischen Außenministerium vorzusprechen. Meine Chefredaktion erhielt eine inoffizielle, enttäuschende, aber endlich mal etwas verbindlichere Antwort: Ich hätte keine Chance, als Korrespondent in Indien akkreditiert zu werden. Ein Grund wurde nicht genannt, aber alle nahmen an, es habe mit meinen pakistanischen Wurzeln zu tun. Schließlich waren meine Großeltern mütterlicherseits wie väterlicherseits 1947 von Indien in den neuen Staat Pakistan ausgewandert. Dass ich noch Verwandtschaft in Indien hatte, interessierte dort offensichtlich niemanden. Einmal Pakistaner, immer Pakistaner. Da nützt auch ein deutscher Pass nichts.

Von indischen Journalisten in Neu-Delhi hörte ich, manche Beamte in den zuständigen Ministerien seien verärgert über meine »böartige Berichterstattung«. In meinen Artikeln aus Bombay hatte ich beschrieben, wie schlecht die Regierung auf Terror vorbereitet war.

Die Organisation Reporter ohne Grenzen schaltete sich ein und verlangte per Pressemitteilung, mir unverzüglich eine Einreiseerlaubnis zu erteilen. »Wir sind entsetzt, dass die indischen Behörden einem Mitarbeiter eines angesehenen Mediums ein weiteres Mal ein Pressevisum verweigern«, kritisierte die Organisation. Dutzende andere Journalisten hätten dieses Problem auch, fand sie heraus. »Die [indische] Regierung muss diese archaische Visumspraxis, mit der einigen Korrespondenten der Besuch des Landes verwehrt wird, aufgeben«, lautete der Appell.

Nun sah sich das indische Außenministerium, das bisher beharrlich geschwiegen hatte, zu einer Stellungnahme genötigt. Ich hätte Visumsbestimmungen missachtet und sei mit einem Touristenvisum eingereist. Dabei hatte ich im Konsulat in Ham-

burg doch extra nachgehakt. Aber davon wollte jetzt natürlich niemand etwas wissen.

Es war eine belastende Zeit für uns: Wir hatten keine eigene Wohnung mehr, Janna hatte ihren Job gekündigt, unsere Sachen waren inzwischen in Indien angekommen und standen dort im Hafen von Bombay in der feuchten Monsunhitze.

Ich empfand die Situation als besonders absurd: Meine Familie hatte schon einmal erfahren, wie es ist, wenn Behörden eines Landes einen nicht willkommen heißen. Sechzehn Jahre lang hatten meine Eltern dafür gestritten, deutsche Staatsbürger zu werden. Es war ein langer, aufreibender Kampf, den sie am Ende mit Hilfe vieler Freunde gewannen. Als junger Erwachsener hatte ich mir gesagt: Ich werde nicht wie sie dafür kämpfen, in einem bestimmten Land leben zu dürfen. Es gibt mehr als einhundertneunzig Staaten, wenn der eine mich nicht will, sind da noch genügend andere.

Nun war ich völlig unerwartet in dieser Situation: Indien wollte mich nicht, und irgendwann, es war inzwischen Mitte Juli, wollte ich Indien nicht mehr. War das nicht eine Ironie der Geschichte? Erst musste meine Familie darum ringen, in Deutschland akzeptiert zu werden, und dann wies mich das Herkunftsland meiner Eltern zurück.

Mit Janna sprach ich darüber, was wir machen sollten. Von Hamburg hatten wir uns innerlich schon verabschiedet. Wieder eine Wohnung dort zu suchen und einfach weiterzumachen wie bisher, das kam für uns beide nicht in Frage.

»Kannst du dir vorstellen, nach Pakistan zu ziehen?« Sie antwortete, ohne zu zögern. »Ja, klar. Wir können es ja zumindest mal versuchen.« Im März 2008 war sie zum ersten Mal mit mir dort gewesen, wir hatten Urlaub gemacht bei Verwandten in Karatschi, außerdem eine Reise nach Islamabad unternommen, in die Hauptstadt. Das würde womöglich unser neuer Standort werden.

Ich sprach also mit der Chefredaktion über ein Ausweichen nach Pakistan. Für das Land benötigte ich kein Visum, denn als ehemaliger pakistanischer Staatsbürger – ich war erst mit sechzehn Jahren Deutscher geworden, obwohl ich in Deutschland geboren bin – war ich im Besitz einer »Pakistan Origin Card«, die mich von der Visumpflicht befreite. Und Janna war für ein Familienbesuchsvisum berechtigt.

»Bist du dir sicher?«, fragten sie. »Macht deine Frau mit?«

Pakistan galt spätestens seit der Ermordung von Daniel Pearl für westliche Journalisten als gefährliches Pflaster. Am 23. Januar 2002 war Pearl, Reporter beim ›Wall Street Journal‹, in Karatschi auf dem Weg zu einem Treffen mit einem islamischen Geistlichen entführt worden. Seine Redaktion erhielt eine Woche später ein Foto per E-Mail, das ihn auf dem Boden sitzend zeigte, die Hände in Ketten, jemand drückte seinen Kopf nach unten und hielt eine Pistole an seinen Hinterkopf. Die Entführer verlangten die Freilassung pakistanischer Gefangener in Guantanamo, außerdem die Auslieferung von F-16-Kampffjets, die Pakistan in den Achtzigern von den USA gekauft, aber nie erhalten hatte. Sollten die Forderungen nicht erfüllt werden, werde Pearl innerhalb von vierundzwanzig Stunden sterben, drohten die Entführer.

Sie wurden nicht erfüllt.

Am 21. Februar 2002 ging beim US-Konsulat in Karatschi ein dreieinhalb Minuten langes Video ein. Darin erzählt Pearl zu Beginn von seiner jüdischen Herkunft. Dann wiederholt er die Forderungen seiner Geiselnnehmer. Der Film bricht ab, anschließend sieht man Pearl mit nacktem Oberkörper leblos am Boden liegen, mit einer Wunde an der Brust. Ein Geiselnnehmer tritt an ihn heran, trennt seinen Kopf ab und hält ihn in die Kamera. Ermittler vermuten, dass Pearl zu diesem Zeitpunkt längst tot war, dass der Kopf also nur abgeschnitten wurde, weil die Täter besonders erbarmungslos erscheinen wollten.

Jahre später prahlte der Guantanamo-Häftling Khalid Sheikh Mohammed, Chefplaner der Anschläge vom 11. September und ehemalige Nummer drei von al-Qaida, der Mann in dem Video zu sein. »Mit meiner gesegneten rechten Hand habe ich den Kopf des amerikanischen Juden Daniel Pearl in Karatschi in Pakistan abgeschlagen«, steht im Vernehmungsprotokoll. »Wer eine Bestätigung erhalten will, für den gibt es Bilder von mir im Internet, wie ich den Kopf halte.« Ermittler verglichen Mohammeds Hand mit der in dem Video und stellten anhand der Venen fest, dass es sich um dieselbe Person handeln müsse. Im März 2003 wurde Mohammed in Rawalpindi, jener Stadt, in der die pakistanische Armee ihr Hauptquartier hat, verhaftet und an die Amerikaner ausgeliefert.

Meine Frau und ich buchten unsere Flüge nach Islamabad und erzählten unseren Eltern, dass wir nach Pakistan ziehen würden. Sie reagierten ausgesprochen gelassen. Ja, das hätten sie gehnt, dass das unsere Alternative ist, sagten sie. Mit Freunden sprachen wir kaum darüber, wir wollten keine Bedenken und Warnungen hören. Wir waren schon unsicher genug.

Ein paar Tage später standen wir in Frankfurt am Flughafen, jeder von uns mit einem Koffer in der Hand – das war alles, was wir noch besaßen. Alles andere saß im Container in Indien fest. Im Juli 2009 machten wir Islamabad zu unserer neuen Heimat.

IN DER FESTUNG

Warum sah man nur Männer am Benazir Bhutto International Airport? Eine Masse von Gestalten in braunen, grauen, weißen Gewändern. Hunderte drängten sich vor dem Ausgang und warteten auf die Ankunft ihrer Familienangehörigen, ihrer Freunde, ihrer Dorfältesten. Bei manchen hatte ich das Gefühl, sie waren einfach nur so da, zum Zeitvertreib. Männer mit langen Bärten und wollenen Paschtunenmützen, obwohl es über dreißig Grad heiß war. Manche kauten Paan, die Mundwinkel rot von Speichel. Sie guckten neugierig, ich hatte den Eindruck, sie starrten vor allem uns an, den braunen Mann und die weiße Frau.

Ein unmögliches Paar.

Auf uns wartete an diesem schwülen Morgen Sajid. Wir hatten kaum noch sein Gesicht vor Augen, den Taxifahrer hatten wir ein Jahr zuvor bei einem Besuch in Islamabad kennengelernt, kurz nach der Ermordung von Benazir Bhutto in der Nachbarstadt Rawalpindi. Sajid, Anfang dreißig, kam aus einem Dorf außerhalb von Islamabad, hatte Pakistan noch nie verlassen und sich, während er uns zu den wenigen Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt fuhr, neugierig nach Deutschland erkundigt. Er hatte viele Fragen, erzählte aber auch von sich, vom schwierigen Leben in Pakistan, von der Schönheit seines Landes und von den Nöten und Zwängen seiner Gesellschaft. Wir mochten uns auf Anhieb.

Jetzt, da wir nach Islamabad zogen, hatte ich mich an ihn erinnert, seine Nummer aus einem meiner Notizbücher rausge-

sucht, und ihn von Deutschland aus angerufen und gebeten, uns vom Flughafen abzuholen.

Er erinnerte sich noch an uns. »Ja, ja, ja, der Pakistaner mit der deutschen Frau! Natürlich!« Man hörte sein Erstaunen am Telefon, dass wir, die reichen Leute aus dem Westen, ihn, den armen Taxifahrer aus der pakistanischen Provinz Punjab, nach einem Jahr anriefen. Aus Deutschland! Wo es doch unzählige Taxis gab am Flughafen. Er freute sich und versprach, da zu sein.

Aber nun war er nirgendwo zu sehen, dieser Mann, von dem ich noch erinnerte, dass er hager und einen halben Kopf größer war als ich und einen Schnauzbart trug. Ich rief ihn an und erfuhr, dass er schon seit einer Stunde auf uns wartete, aber die Sicherheitsleute ließen die gelben und schwarzen Suzuki-Taxis nicht vorfahren, nur die weißen Funktaxis, deshalb parkte er draußen, vor dem Flughafen. »Mit einem weißen Toyota Corolla steht einem die Welt offen. Mit einem gelben Suzuki Mehran ist sie verschlossen«, sagte er. »Kommen Sie zum Ausgang des Flughafengeländes, da bin ich!«

Ein Mann in blauer Uniform drückte mir ein Flugblatt in die Hand. »Warnung vor Entführungen und Überfällen« stand oben auf Englisch, unten auf Urdu. In kurzen Sätzen wurde darauf hingewiesen, dass in letzter Zeit falsche Taxifahrer ahnungslose Ankömmlinge in ihr Auto lockten, entführten und sie erst wieder freiließen, nachdem sie ihre Taschen, Koffer und Geldbörsen geplündert hatten. Außerdem sei es auf dem Weg vom Flughafen in die Innenstadt vermehrt zu Überfällen gekommen, meist an den Straßenkreuzungen, weshalb man die Autotüren verschließen solle.

Das fängt ja gut an, dachte ich. Ich ließ den Zettel unauffällig liegen, damit meine Frau nichts davon mitbekam.

»Taxi, Sir?«

»Sir, Taxi?«

»Taxi?«

Viele Male »Nein, danke«, dann einfach nur noch ignorieren.

»Very good taxi, very comfortable, Sir!«

»Very good price for you, Sir.«

»No expensive.«

Wir schoben unseren Gepäckwagen mit den zwei großen Koffern an den fragenden Männern vorbei, stürzten uns ins Gewühl, über holpriges Pflaster, manövrierten an Schlaglöchern vorbei, Richtung Ausfahrt. Es dauerte, weil mal der Gepäckwagen in einem Schlagloch stecken blieb, mal sich ein verkrüppelter Bettler davorwarf und wir ihm mühsam ausweichen mussten. Ein Polizist schlug mit seinem Stock auf den armen Mann ein und befahl ihm, er solle gefälligst vom Flughafengelände verschwinden. Der Bettler kroch auf allen Vieren hinter uns her, Richtung Ausgang, an den Füßen und an den Händen brüchige Badelatschen.

Dort stand Sajid, er erkannte uns und winkte: »Welcome to Pakistan!« Vor Janna deutete er eine Verbeugung an. Mich umarmte er und reichte mir anschließend die Hand, so, wie Männer in Pakistan sich begrüßen.

Er hievte die schweren Koffer auf den Gepäckträger auf dem Dach seines Wägelchens, alle zwei. Aus dem Kofferraum, den ein Gastank ausfüllte, kramte er ein dünnes, faseriges Seil hervor, mit dem er das Gepäck festband. Ich dachte: Das geht nicht gut. Unser Container steckte schon in Indien fest, im Hafen von Bombay. Die indischen Zollbeamten weigerten sich, ihn freizugeben. Nun würden wir womöglich auch noch das Wenige, das uns geblieben war, verlieren. Wir hatten uns schon seit einigen Wochen eingeredet, dass es ja nur Materielles sei, und deshalb sei es nicht so schlimm. Aber immerhin war es fast alles, was wir besaßen.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, grinste Sajid und sagte:

